



Historisches Kolleg

Max Weber
Stiftung

Deutsche
Geisteswissenschaftliche
Institute im Ausland

Laudatio von Frau Prof. Dr. Szöllosi-Jahnze auf die Preisträgern, anlässlich der Verleihung des Internationalen Forschungsförderpreises der Max Weber Stiftung beim Historischen Kolleg an Prof. Dr. Isabel V. Hull

9. Januar 2014, Historisches Kolleg

Sehr geehrte Frau Ministerin Wanka,
sehr geehrter Herr Generalkonsul Moeller,
[sehr geehrter Herr Präsident Huber],
sehr geehrte Frau Präsidentin Niehuss der Universität der Bundeswehr München,
sehr geehrter Herr Duchhardt,
liebe Kolleginnen und Kollegen, meine Damen und Herren,
vor allem aber: sehr verehrte Preisträgerin Isabel Hull!

Was für ein schöner – Donnerstag! Der erstmals verliehene, hoch dotierte Internationale Forschungsförderpreis der Max-Weber-Stiftung beim Historischen Kolleg eröffnet den Reigen seiner Preisverleihungen mit einer Historikerin.

Der Preis geht an Isabel Hull und damit an eine amerikanische Historikerin, die die Kriterien des Preises in besonderer Weise erfüllt, und ich werde in den nächsten 30 Minuten versuchen, Ihnen die Gründe für die Wahl der Jury plastisch nachvollziehbar zu machen. Aber ich möchte eines voranstellen. Isabel Hulls hervorstechendste Eigenschaft als Wissenschaftlerin ist sicherlich ihr ganz eigenständiges, sehr individuelles Forschungsprofil. Ihre Arbeiten orientieren sich nicht an Modeströmungen, sondern erwachsen ausschließlich aus der wissenschaftlichen Logik ihrer Themen. Ihr *Œuvre* verknüpft auf den ersten Blick so unterschiedliche historische Teildisziplinen wie die Militärgeschichte, die Geschichte der Sexualität und der Geschlechter, die Verwaltungs- und Rechtsgeschichte.

Hull arbeitet in hohem Maß methodisch reflektiert und theoriegeleitet, ohne sich zur Sklavin megalomaner Theoriegebäude zu machen. Dies verhindert schon ihr permanenter Rückbezug auf die historischen Quellen: Sie forscht stets archivgestützt auf breitester Quellenbasis, aber ohne sich von der Materialfülle erdrücken zu lassen oder in ein schlichtes Nacherzählen zu verfallen, denn das Argument, die klare, auf ein zu Beweisendes ausgerichtete Gedankenführung strukturiert die Darstellung.

Kurz: Isabel Hull tönt nicht nur, sondern sie hat wirklich etwas zu sagen. Ihre Publikationen zeigen, wie innovativ deutsche Geschichte des 18. und des ‚langen‘ 19. Jahrhunderts geschrieben werden kann, wenn man neue, konsequent aus der archivgestützten Forschung entwickelte Fragen an sie richtet, dies aber vor dem Hintergrund der konzeptionellen Fortentwicklung des Fachs, vor allem aber der eigenen Arbeiten tut. Und ihre Publikationen zeigen auch, wie in ihnen die deutsche und die angloamerikanische Geschichtswissenschaft miteinander in Dialog treten, wie produktiv sich also die Geschichtskulturen in der konkreten historischen Forschung verbinden.

Die äußeren Stationen von Hulls wissenschaftlichem Werdegang sind kurz berichtet. Nach ihrem B. A. an der University of Michigan erwarb sie ihren Master in Yale und promovierte dort im Jahr 1978. Seit 1977 ist sie in verschiedenen Positionen am Geschichtsdepartment der Cornell University tätig – also seit Zeiten, in denen Historikerinnen auch in Cornell selten waren. Gegenwärtig ist Isabel Hull John Stambaugh Professor of History. Dies bedeutet auch, anders ausgedrückt: Seit 1977 wird in Cornell als einer der acht Ivy League Universitäten in den USA deutsche Geschichte auf höchstem Niveau gelehrt, was man aus deutscher Sicht gar nicht hoch genug schätzen kann.

Lassen Sie mich, bevor wir im Einzelnen zu den wissenschaftlichen Arbeiten kommen, ein paar Worte zur *Hochschullehrerin* Isabel Hull sagen, denn damit erfahren wir eine ganze Menge über sie als *Forscherpersönlichkeit*. Hulls Lehrveranstaltungen sind offenbar genauso kompromisslos qualitätsorientiert wie ihre Forschungen: Das digitale Zeitalter hat eine studentische Evaluationsplattform hervorgebracht mit dem Titel: „Rate my professors dot com“, die nach einem fünfstufigen Kategoriensystem arbeitet. Hulls Seite ist gepflastert mit grünen Smileys für „good quality“. In der Kategorie „easiness“ erhielt sie allerdings stets nur die niedrigen Stufen 1-2, in den Kategorien „clarity“ und „helpfulness“ ebenso durchgängig die höchste Stufe 5.

Studentische Äußerungen in solchen anonymen Foren sind manchmal entwaffnend offen. Ich möchte einige Stimmen zitieren. So lesen wir aus dem Jahr 2008: „Idiots beware, she will call you out. Come to class prepared, or get chewed out.“ Drei Jahre zuvor hieß es: “Tough grader but not unreasonable”, und für 2011 erfahren wir: “Demanding professor who cares about quality. Best professor I had at Cornell.” Und dieses zuletzt genannte Urteil – „best professor“ – findet sich sehr viele Male.

Kommen wir endlich zu Isabel Hulls wissenschaftlichem Œuvre. Es weist schon rein äußerlich gewisse ‚deutsche‘ Züge auf, denn für amerikanische Buchpublikationen sind ihre bei Cambridge oder Cornell University Press erschienenen Monografien ziemlich voluminös.

Hulls Dissertation, publiziert 1982, analysierte die „Entourage“ Kaiser Wilhelms II., also jenen Männern meist adeliger Herkunft und militärischer Zugehörigkeit, die am Hof unmittelbaren Zugang zum Monarchen genossen, dauerhafte persönliche Bindungen zur Majestät aufbauten und einen schon zeitgenössisch umstrittenen, schwer zu bemessenden politischen Einfluss ausübten.

Es kennzeichnet Hulls wissenschaftliche Herangehensweise, dass sie die Stärken der Bielefelder Strukturgeschichtsschreibung nutzte, die seinerzeit die Forschungen zum Kaiserreich dominierte, sich aber zugleich auch von ihr löste. Ebenso hat sie John C. G. Röhl's Forschungen zum persönlichen Regiment Wilhelms aufgegriffen und fortentwickelt. Denn sie versuchte sich schon früh an einer sozialhistorisch rückgebundenen Kulturgeschichte der Politik, wie wir dies heute bezeichnen würden: Sie nahm den monarchischen Hof als politisch relevante Institution ernst und ging systematisch der Frage nach, wie die Männer der Kamarilla, die im wilhelminischen Koordinatensystem der Macht eine strategisch höchst sensible Position einnahmen, auf die Herausforderungen der Moderne reagierten.

Schon bevor dies mit dem *cultural turn* der Geschichtswissenschaft unserer Tage aktuell wurde, interessierte sich Hull also für den exklusiven Ehrenkodex der Entourage, ihre politische Sozialisation, Normen und Werte, für ihre Sprechweisen, ihre rigiden Männlichkeitsentwürfe und homoerotischen Neigungen, ihre Unsicherheiten und tief sitzenden Ängste, die sich in paranoiden Kontrollwahn und wachsende Aggressivität

ummünzten. Beeindruckend ist die breite Quellenbasis der Arbeit: Die Dissertation beruht auf der Auswertung einer Vielzahl von persönlichen Korrespondenzen und Nachlässen der Protagonisten in staatlichen wie Adelsarchiven.

Die Wahl des Themas für ihre zweite Monografie ist bezeichnend für Isabel Hulls Forschungsstil. Denn auf den *ersten* Blick liegen Welten zwischen Kaiser Wilhelms Entourage zu Beginn des 20. Jahrhunderts und dem Buch *Sexuality, State and Civil Society in Germany*, erschienen 1996, das mit mehreren Preisen ausgezeichnet wurde. Es hat seinen *zeitlichen* Schwerpunkt im 18. und frühen 19. Jahrhundert und bezieht sich *räumlich* auf die süddeutschen Staaten, hier vor allem Baden und Bayern.

Der zweite Blick enthüllt die wissenschaftliche Logik hinter der Themenwahl: Noch während der Forschungsarbeiten an der Dissertation bemerkte Hull, dass sie zeitlich wie räumlich weiter ausgreifen müsste, um ihre drängenden Fragen nach der Funktion der Sexualität für Staat und Gesellschaft zu beantworten. Denn, so fragte sie grundsätzlich, woher stammt überhaupt das große öffentliche Interesse an einer staatlichen Regulierung des Sexualverhaltens, an der Abgrenzung akzeptierter von nicht akzeptierten Praktiken, an der Sanktionierung und strafrechtlichen Verfolgung von „Verbotenem“?

Gegenstand der Analyse sind die sich in der sog. Sattelzeit seit Mitte des 18. Jahrhunderts massiv verschiebenden *wechselseitigen* Beziehungen zwischen Staat, bürgerlicher Gesellschaft und „Sexualsystem“ in den deutschsprachigen Ländern Mitteleuropas. Hull prägte den Begriff des „Sexualsystems“, um damit auszudrücken, dass sexuelles Verhalten durch staatliche und gesellschaftliche Institutionen geformt und mit Bedeutung versehen wurde, dass aber auch umgekehrt die Entstehung des modernen Staates maßgeblich auf der Rekonfiguration der Geschlechterbeziehungen beruhte. Sie versuchte, in einem mehr als 100 Jahre umfassenden Zeitraum die Muster hinter den Verschiebungen im relationalen Dreieck zwischen Staat, Gesellschaft und Sexualität auszumachen. Als Sonde nutzte sie die Regulierung des Sexualverhaltens durch öffentliche Instanzen, wie man sie z. B. aus Straf- und Zivilgesetzbüchern, Rechtsreformen, den Theorien der Kameralisten oder Schriften zum Verhältnis von Kirche und Staat extrahieren kann.

Damit machte Hull Schluss mit dem lange vorwaltenden Vorurteil, die deutsche Bürgergesellschaft des 18. Jahrhunderts habe sich a-politisch verhalten. Sie zeigte vielmehr auf, dass ganz im Gegenteil die Regulierung des Sexualverhaltens eine hoch politische Angelegenheit war, denn auf ihr beruhte der sich modernisierende bürgerliche Staat.

Im Fokus der Untersuchung stehen die „practitioners of civil society“, wie Hull sie nennt: staatliche und kommunale Beamte, Richter, Vereinsmitglieder, Professoren und Publizisten, also alle, die die bürgerliche Gesellschaft im Staat aktiv lebten. Mit der Analyse der „practitioners“ verknüpft sie deren theoretische Reflexionen und soziale Praktiken mit dem institutionellen Ausbau des modernen Staates.

Auf diese Weise gewinnt Hull einen sehr konkreten Zugang zur Neubewertung der Rolle des Staates bei der Rekonfiguration der Geschlechterverhältnisse um 1800. Denn während sich der absolutistische Staat durch die zunehmende Entkriminalisierung sexueller Vergehen und die wachsende Gleichbehandlung der Geschlechter auszeichnete, stoppten dies die Verwaltungs- und Gesetzesreformen der Männer in den bürgerlich-aufgeklärten Bürokratien.

Die bürgerliche Emanzipation gründete nämlich auf dem Modell des heterosexuellen verheirateten Mannes und bestimmte ihn zum konstitutiven ‚Normalfall‘ des Bürgers. Dies

war der Grund z. B. für die äußerst lebhaften zeitgenössischen Debatten über die Masturbation, eine sexuelle Praktik, die andere, ‚unbürgerliche‘ Entwürfe von Männlichkeit zu erkennen gab und daher bekämpft werden musste. Umgekehrt ließ die ebenso intensive Diskussion über den Kindsmord erkennen, dass sich der Status der Frau veränderte und die Mutterschaft einen neuen Platz zugewiesen bekam. Die Familie als neuer privater Kernbereich war im modernen Staat vor staatlicher Intervention geschützt, doch endeten hier genau deshalb auch Freiheit und Gleichheit. Bürgerliche Freiheit und Gleichheit in Staat und Gesellschaft basierten konstitutiv auf der Unfreiheit der Frau und der Ungleichheit der Geschlechter.

Aufsehen erregte Isabel Hulls nächstes großes, nun in der Militärgeschichte angesiedeltes Buchprojekt, mit dem sie in das wilhelminische Kaiserreich zurückkehrte. *Absolute Destruction: Military Culture and the Practices of War in Imperial Germany* erschien 2005, erhielt gleich mehrere, hoch angesehene Preise und wurde bei H-Soz-u-Kult, einem der elektronischen Fachinformationsdienste der Geschichtswissenschaft, zum Historischen Buch 2006 in der Kategorie Neuere Geschichte (19. Jahrhundert) gewählt. Eine ganze Reihe von Aufsätzen in zentralen Zeitschriften und Bänden begleitete die Monografie, die international auf besonders lebhaftes Interesse stieß.

Warum diese besondere Aufmerksamkeit? Das Thema der Entgrenzung von Gewalt, der Gewaltexzesse und Vernichtungsdynamiken des modernen Kriegs, aber auch des Holocaust beschäftigt die geschichtswissenschaftliche Forschung seit einiger Zeit unter neuem Vorzeichen, nämlich dem der Kolonial- und Globalgeschichte. Unter Berufung auf Hannah Arendts Überlegungen zum Zusammenhang zwischen Gewalt und Kolonialismus riefen *die einen* dazu auf, koloniale Ursprünge des Holocaust anzunehmen und die Kontinuitätslinien zwischen der deutschen Kolonialherrschaft in Afrika und den genozidalen Herrschaftsformen des Nationalsozialismus frei zu legen. *Andere* Forscherinnen und Forscher diskutierten die Freisetzung von Vernichtungsdynamiken in Kolonialkriegen global-vergleichend für die verschiedenen Kolonialreiche. Für beide Communities zentral sind die Gewaltexzesse des deutschen Militärs gegenüber den Hereros im Hererokrieg 1904-1907 im damaligen Schutzgebiet „Deutsch Südwest“.

Isabel Hull setzt anders an. Auch für *ihre* Untersuchung hat der Hererokrieg große argumentative Bedeutung. Sie leitet jedoch die Freisetzung genozidaler Gewalt *nicht* aus der kolonialen Situation ab, sondern interpretiert die Vernichtung der Hereros als eine zwar extreme, durch die koloniale Situation aber lediglich verstärkte Konsequenz einer viel älteren Tradition, und zwar einer rein deutschen. In anderen Worten: In Zeiten der Globalgeschichte bringt Hulls Untersuchung die wissenschaftliche Bedeutung einer innovativen Nationalgeschichte wieder in die Diskussion zurück.

Wie argumentiert Isabel Hull? Aus preußischen Anfängen heraus, so ihre These, habe sich in den Reichseinigungskriegen eine spezifisch deutsche *military culture* entfaltet und seit dem Krieg 1870/71 endgültig etabliert. Dabei geht sie *nicht* von der traditionellen Annahme eines Militarismus aus, der die zivile deutsche Gesellschaft überformt habe, sondern sie bezieht sich auf das Wissen, die Denkweisen und Praktiken der Militärs selbst.

Military culture – das ist die Summe aller Einsichten, Lehren und Glaubenssätze, die eine Militärorganisation über die Jahrzehnte hinweg aus ihren Erfahrungen gezogen hat – Erfahrungen in ihren Kriegen gegen fremde Truppen, aber auch im eigenen Land. *Military culture* schreibt sich fest in expliziten Militärdoktrinen, Reglements, Ausbildungsinhalten und

Kommandostrukturen, geht aber auch ein in unbewusste Verhaltensweisen, in organisatorische Routinen, Gewohnheiten und Erwartungen. *Military culture* prägt Hoffnungen, aber auch Besorgnisse bis hin zu Angst- und Untergangsvisionen.

Konsequent ausgerichtet also am analytischen Konzept der Organisationskultur, arbeitet Hull auf erneut außerordentlich breiter Basis archivalischer wie gedruckter Quellen die Kennzeichen der deutschen Militärkultur heraus: die geradezu obsessive Fixierung

- auf die operative Ebene der Kriegführung, auf die Offensive und den schnellen unbedingten Sieg;
- auf das Sammeln aller Kräfte in der vermeintlich *einen*, alles entscheidenden, großen Vernichtungsschlacht;
- das extrem enge Verständnis dessen, was einen Sieg ausmacht;
- die sich weitende Kluft zwischen tollkühner Risikobereitschaft und realistischer Einschätzung der Lage,
- die Geringschätzung, ja Verachtung von Verhandlungen wie überhaupt des Politischen.

Zentral für die deutsche Militärkultur war das Denken in den sog. „militärischen Notwendigkeiten“ eines Vernichtungskriegs, was zwei Folgen hatte:

- *Erstens* entgrenzte es die Kriegführung und ließ die Unterscheidung zwischen Kombattanten und Nichtkombattanten verschwimmen: Militärische Gewaltanwendung gegen die Zivilbevölkerung wurde zum selbstverständlichen Teil deutscher Kriegführung in einem imaginierten Überlebenskampf.
- *Zweitens* verwandelte sich das Militär des Kaiserreichs, so Hull, geradezu in eine Maschine zur permanenten Herstellung militärischer Notwendigkeiten, indem es vom ersten Schlag an vermeintlich existentielle Entscheidungssituationen antizipierte, plante und dadurch tatsächlich erst schuf.

Thema der Studie ist also der institutionelle Extremismus des deutschen Militärs. Hull analysiert, wie die deutsche *military culture* ihre destruktive Eigendynamik entfaltete, sich von allen politischen Zielen ablöste und ein genozidales, schließlich auch ein selbst zerstörerisches Gewaltpotential frei setzte. Denn am Ende stand die durch keine zivilen Gegengewichte mehr gebremste Verselbständigung militärischer Gewalt bis zur restlosen Vernichtung des Gegners oder bis zum eigenen Untergang.

Hull destilliert das voll entfaltete Muster dieser genuin *militärischen* Vernichtungslogik aus den Quellen zum Hererokrieg und integriert die deutsche Militärdoktrin der *einen* großen Vernichtungsschlacht ebenso in das Muster wie die Internierung der zivilen Bevölkerung in Lagern mit ihren miserablen Haftbedingungen, gnadenlosen Strafaktionen und exorbitanten Todesraten. Und sie erkennt dasselbe Muster dann auch im Ersten Weltkrieg wieder,

- etwa bei den Massendeportationen der Zivilbevölkerung aus den besetzten Gebieten in Belgien, Nordfrankreich und im Osten
- oder auch in der Verwüstung ganzer Landstriche nach dem Rückzug der eigenen Truppen.
- Explizit passt sie auch den armenischen Genozid in das deutsche Muster ein, das nach außen auf die verbündeten Türken abstrahlte.

- Schließlich zeigt sie mit Blick auf das Jahr 1918 die letzte Konsequenz der deutschen Vernichtungslogik auf – die Selbstzerstörung. Hulls Kapitel über den Ersten Weltkrieg umfasst konzise geschriebene gut 100 Seiten – es ist eine der besten und prägnantesten Interpretationen des Great War, die ich kenne.

Es ist nie angenehm, sich mit belasteten Kontinuitätslinien der eigenen Geschichte auseinanderzusetzen, zumal wenn sie Fragen für die deutsche Geschichte bis 1945 aufwerfen. Gab es also einen spezifischen „German way of war“, der die deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts miteinander verknüpft?

Hulls Buch wurde international als großer Wurf gefeiert: Es hat niemanden kalt gelassen, bei vielen Zustimmung gefunden und eine Vielzahl weiterer Forschungen angestoßen, zunächst innerhalb der Militärgeschichte selbst, die sich auf ihren genuinen Kern, nämlich das Militär als Organisation, zurückverwiesen sah. Aber die Monografie hat auch Widerspruch provoziert. Ihre Thesen sind ‚angeeckt‘ und wurden kontrovers diskutiert.

So wurde dem Buch gelegentlich der Vorwurf entgegengebracht, eine „fulminante Neuauflage“ der These vom deutschen Sonderweg¹ zu vertreten. Aber dies ist nicht der Fall, denn ihm fehlt die modernisierungstheoretische Grundierung. Und es zeigt auch keine Gemeinsamkeiten etwa mit der Goldhagen-These, die den Deutschen einen seit dem 19. Jahrhundert quasi einprogrammierten eliminatorischen Antisemitismus attestierte. Noch nicht ausdiskutiert ist freilich die Debatte über den historischen Zusammenhang zwischen Kolonialismus und genozidalen Gewaltpraktiken. Vordergründige Kontinuitätslinien zum Holocaust haben sich mittlerweile erledigt, doch denkt die Community weiter über eine im Kolonialismus verankerte *globale* Gewaltgeschichte nach.

Wie dem aber auch sei: Die stimulierende Wirkung von Isabel Hulls Buch liegt darin, dass es dazu zwingt, neu nachzudenken:

- einmal über die Bedeutung nationaler Geschichte im Kontext der Globalgeschichtsschreibung;
- zum zweiten über die Mechanismen der Entgrenzung kriegerischer Gewalt. Es gilt, den genauen Ort militärischen Denkens und Handelns, und das heißt auch: des Militärs in der Geschichte neu zu bestimmen.

Isabel Hulls Monografie löste eine sich verdichtende Debatte im Dreieck USA, Großbritannien und Deutschland aus, die schnell über die militärgeschichtlichen Fachkreise hinausgriff. 2007 wurde Hull zum Mitglied der American Academy of Arts and Sciences gewählt. Im Juni desselben Jahres war sie zu Gast im Hamburger Institut für Sozialforschung, wo sie ihre Thesen im Zusammenhang des Forschungsschwerpunkts zur Theorie und Geschichte von Gewalt verteidigte. Im Dezember 2007 diskutierte sie an der Universität Göttingen über die historische Bedeutung des Denkens in „militärischen Notwendigkeiten“. Das Thema deutscher militärischer Zwangsmaßnahmen gegen Zivilisten und Kriegsgefangene führte sie noch im selben Monat nach Oxford zu einer internationalen Konferenz über den historischen Wandel von Kriegen. Sie ist seitdem fester Bestandteil auch der britischen militärgeschichtlichen Community.

Isabel Hull richtet inzwischen ihr wissenschaftliches Interesse auf das Kriegsvölkerrecht, dem auch das durch Vorträge und Aufsätze vorbereitete nächste Buchprojekt gilt: *The Struggle for International Law in the First World War* soll es heißen, und dies ist auch das

¹ Thomas Kühne, auch Margaret Lavinia Anderson

Thema ihres internationalen Workshops, den sie als Bestandteil des heute verliehenen Wissenschaftspreises im Februar im Historischen Kolleg abhalten wird.

Hull wendet sich damit der Rechtsgeschichte zu, und erneut kann man erkennen, wie sich das Thema ganz aus der Logik der eigenen Forschungen entwickelt hat. Denn das Denken in „militärischen Notwendigkeiten“ hebt in seiner Konsequenz die Unterscheidung zwischen Kombattanten und Zivilbevölkerung auf: Letztere ist Teil des mit allen Mitteln zu bekämpfenden Kriegsgegners. Mit dieser Interpretation jedoch isolierten sich die deutschen Vertreter in den Bemühungen um rechtsförmige Regeln für eine völkerrechtskonforme Kriegführung, wie sie am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf internationaler Ebene vereinbart wurden. Im Ersten Weltkrieg sollte sich zeigen, dass das Deutsche Reich die Plattform eines gemeinsamen Kriegsvölkerrechts längst verlassen hatte.

Hull geht mit dieser Arbeit, soviel man weiß, verstärkt nun auch kritischen Haltungen aus den Reihen der zivilen deutschen Reichsleitung nach und richtet ihre Forschungen noch weiter international vergleichend aus. Im Rahmen der Astor Lectureship stellte sie im November 2010 erste Ergebnisse in einem großen Vortrag am All Souls College in Oxford vor, wobei der deutsch-britische Vergleich im Mittelpunkt stand. Im Oktober 2012 referierte sie im Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften in Wien auf der Konferenz „Techno-Politics in the Age of the Great War“. Ich gehe davon aus, dass ihre Thesen auch bei den anstehenden großen Jubiläumsveranstaltungen zur Entfesselung des Ersten Weltkriegs eine wichtige Rolle spielen werden.

Ich fasse zusammen:

Isabel Hull hat exzellente Forschungen zur Neueren und Neuesten Geschichte durchgeführt. Ihre Arbeiten sind mehrfach durch hochrangige Preise und Fellowships in den USA und Deutschland ausgezeichnet worden, sie haben Aufsehen erregt und Diskussionen ausgelöst. Frau Hull ist keine ‚bequeme‘ Historikerin, sie passt in keine Schablone und verzichtet auf den Glamour vordergründiger Selbstdarstellung. Ihre Thesen provozieren, sie haben Ecken und Kanten, und vielleicht haben sie gerade deshalb sich verdichtende Vermittlungslinien zwischen den USA, Deutschland und England geschaffen, so dass ein wissenschaftliches Kommunikationsdreieck entstanden ist.

Herzlichen Glückwunsch also, Isabel Hull, zum Internationalen Forschungsförderpreis!